



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Müller-Freienfels, Richard: Volkscharakter und Individuum

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Volkscharakter und Individuum

Von Dr. Richard Müller-Freienfels



it erschreckender Deutlichkeit hat der gegenwärtige Krieg aller Welt vor Augen geführt, wie ungeheuer wichtig es ist, daß die Völker einander kennen! Zugleich aber auch, wie geringe Kenntnis sie alle in Wirklichkeit vom Charakter der andern haben. Vielleicht sind nicht die diplomatischen Fehler (so prachtvoll ausgewachsene Exemplare derselben sich auch ergeben haben), auch nicht die militärischen Fehler das Entscheidende in diesem Kriege gewesen: vielmehr gehen beide auf einen tiefer liegenden Grund zurück: die falsche Einschätzung des Gegners, also letzten Endes einen psychologischen Fehler.

Das gilt für hien wie drüben in gleicher Weise. Es ist gar kein Zweifel, daß die Entstellungen und Verleumdungen, die von unsern Gegnern über Deutschland in alle Welt wie ein verderblich wucherndes Unkraut ausgesät wurden, nur zum Teil auf Böswilligkeit, zu einem guten Teil auch nur auf Unkenntnis beruhen. Bei uns aber ist's nicht besser. Zwar ist wohl ruhig zuzugeben, daß man sich bei uns in breiten Kreisen ehrlich um Objektivität andern Völkern gegenüber bemüht hat, mehr und erfolgreicher als bei irgend einer Gegenpartei. Dennoch zeigt der Erfolg, daß ein solches Studium fremder Nationalcharaktere, sofern es überhaupt auf Richtigkeit Anspruch erheben kann, auch bei uns zum mindesten ohne Einfluß auf die große Politik geblieben ist. Man darf es wohl heute aussprechen, daß man sich an führenden Stellen ganz gründlich über den Charakter der Franzosen, der Engländer, der Polen, der Amerikaner (um nur diese zu nennen) geirrt hat. Ja, wir haben noch in jüngster Zeit in Reden von weitester Resonanz über Wesen und Weltanschauung unserer Gegner Ansichten vertreten hören, die zum mindesten sehr schematisch waren und der Schwierigkeit des Problems in keiner Weise gerecht wurden.

Es kann an dieser Stelle nicht unsere Aufgabe sein, alle diese Fehler zu berichtigen. Nur die allgemeine Frage, wie weit es überhaupt angängig ist, von einem Volkscharakter als einer konstanten Größe zu reden, wollen wir erörtern. Denn daß hier überhaupt ein Problem vorliegt, ist den wenigsten aufgegangen, die täglich mit solchen ungeprüften Begriffen arbeiten.

* * *

Nun ist zunächst zuzugeben, daß eine wissenschaftliche Psychologie fremder Völker, die auch nur ein wenig ernst genommen zu werden verdiente, kaum existiert. Alle Anschauungen, die über dies Gebiet im Umlauf sind, entstammen einer recht groben Empirie, die zudem in der Regel höchst unvollständig ist. Von einer systematischen, methodischen Durcharbeitung der so gesammelten Daten ist keine Rede. Wenn einer eine Reise tut, so pflegt er etwas zu erzählen und von seinen Erlebnissen auch gewisse Verallgemeinerungen abzuleiten. Fast in jedem Reisebericht, in jeder Schilderung eines fremden Landes finden wir eine Menge an sich vielfach richtiger Beobachtungen und Urteile aufgespeichert, die nur den einen Fehler haben, daß sie sich nie zu einem wirklichen Bilde zusammenfügen. Vor allem übersehen solche Autoren eins: daß aus der Schilderung von Individuen sich niemals das Bild eines ganzen Volkes ergeben kann. Es mag sehr interessant sein, uns Schilderungen aus der englischen Gesellschaft, aus dem politischen und sozialen Leben der Londoner Arbeiterschaft, aus dem Landleben Englands zu bringen, den Charakter des englischen Volkes in seiner Gesamtheit wird man auf diese Weise nicht ergründen. Der ist etwas ganz anderes, jenseits aller individuellen, landschaftlichen und sozialen Unterschiede Wirkendes. Ein solcher Begriff kann auch nicht bloß aus dem heutigen Leben eines Volkes abgeleitet werden; er muß, wenn er wirklich der Charakter des ganzen Volkes sein soll, sich im Laufe von dessen ganzer Geschichte offenbart haben. Gewiß

dürfte auch er seine Wandlungen und Schwankungen durchgemacht haben und doch mußte er als ein relativ dauernder Kern inmitten alles Wechsels beharren. Der französische Nationalcharakter zum Beispiel hat viele Wandlungen durchgemacht; dennoch weisen die in Frankreich wurzelnde „höfliche“ Kultur des Mittelalters, die Gesellschaft des Versailles der Bourbonen, das mondäne Leben des modernen Paris gewisse gemeinsame Kennzeichen auf, die sie wesentlich etwa von englischen oder italienischen Erscheinungen gleicher Art unterscheiden. Diese Gleichheit führen wir auf einen gemeinsamen Volkscharakter zurück, und aus eben dieser, wenn auch nur relativen Gleichheit seiner Äußerungen läßt sich immerhin ein gewisses Recht ableiten, von einem Volkscharakter zu sprechen.

Ich behaupte also, es gibt relativ konstante Volkscharaktere, das heißt nationale Besonderheiten, die den Völkern als Ganzen eignen, die aber keineswegs in jedem Individuum wiederzukehren brauchen und auch nicht durch eine einfache Durchschnittsrechnung aus individuellen Charakteristiken gewonnen werden können.

* * *

Ich verweile zunächst bei letzterem Punkte. Man darf, wenn man eine eingehende Charakteristik (die moderne Psychologie sagt: ein Psychogramm) eines ganzen Volkes aufstellt, nicht erwarten, damit etwa etwas zu gewinnen, das sich den naturwissenschaftlichen „Klassenbegriffen“ vergleichen ließe. Niemals wird man die Seele „des Franzosen“ oder „des Deutschen“ so definieren können, wie man etwa in der Zoologie den Begriff „des Hundes“ definieren kann. In diesem Falle lassen sich bestimmte Tatsachen, etwa hinsichtlich des Gebisses, der Fußbildung, der Nahrung festlegen, die allen „Hunden“ mit verschwindenden Ausnahmen zukommen. Man kann nach solchen Definitionen jedes Individuum mit fast absoluter Sicherheit als „Hund“ oder „Nichthund“ bestimmen. Derartiges ist bei Völkern niemals möglich. Es gibt in jedem Volkskreise zahllose Individuen, die man nach ihrer physischen wie nach ihrer psychischen Besonderheit gestraft für Angehörige ganz fremder Rassen halten könnte.

Daneben aber gibt es nun ohne Zweifel Tatsachen, die unbestreitbar typisch national sind, selbst wenn sie keineswegs in jedem Individuum nachzuweisen sind. Man hat zum Beispiel und fraglos mit Recht gesagt, daß Goethes „Faust“ eine typisch nationale Schöpfung sei, daß im Charakter dieser Gestalt etwas Wesentliches des deutschen Volkscharakters festgehalten wäre. Man hat dargelegt, daß dasjenige, was man als „faustische“ Stimmung, als „faustisches Streben und Ringen“ bezeichnet, in der großen Dichtung der Deutschen aller Zeiten wiederkehrt, von Wolframs Parzival an über Grimmselshausens Simplissimus hinweg bis zu Hauptmanns Glockengießer Heinrich und Dehmels Tyrif hin. Man kann dies faustische Wesen in aller großen deutschen Kunst wiederfinden, in Dürers Melancholie, in Bachs Matthäus-Passion, in Beethovens Neunter, in Mengers Radierungen. Kein Zweifel, in „Faust“ offenbaren sich typische Züge des deutschen Volksgeistes. Aber darum ist man keineswegs imstande, in jedem deutschen Krämer oder Fabrikarbeiter dieses faustische Wesen zu entdecken. Möglich, daß man mit bisher noch nicht erfundenen, imaginären „psychologischen Mikroskopen“ in jedem deutschen Kinde den Keim zum Faust nachweisen könnte: derartiges bleibt phantastische Konstruktion. Mit unseren psychologischen Methoden oder mit allen Mitteln unserer praktischen Menschenkenntnis ist ein solches typisch deutsches, allen Individuen gemeinsames Kennzeichen nicht zu ermitteln. Es bleibt also dabei, daß es einen Volksgeist, einen Volkscharakter geben muß, der eine Wirklichkeit ist auch jenseits aller individuellen Abweichungen.

Wir haben hier von einer künstlerischen Ausprägung des von uns gesuchten Volksgeistes gesprochen. Auch auf anderen Gebieten besteht ein solcher Volksgeist, der nicht identisch ist mit jeder der ihn tragenden Volksindividualitäten oder auch einem Durchschnitt dieser. Jeder, der England und die Engländer kennt, wird die Beobachtung gemacht haben, daß der einzelne Engländer oder

wenigstens sehr viele derselben ganz andere Eigenschaften zu offenbaren pflegen, als diejenigen es sind, die das Volk als Ganzes in seiner Politik zum Beispiel betätigt. Wer würde, wenn er über Shakespeares, Shellys, Byrons englischen Ursprung nichts wüßte, darauf kommen, daß sie als Individuen derselben Nation angehörten, die mit so rücksichtsloser Brutalität jeden Gegner (um Lloyd Georges Ausdruck zu brauchen) niedergeborst hat, mit so unablässiger Zähigkeit einen nationalen Herrenwillen durchgesetzt hat. Gewiß schimmern in den meisten Individuen solche Gemeinsamkeiten durch, ohne jedoch in jedem einzelnen Falle wesentliche Züge des Charakters auszumachen. Und doch besteht jener Volksgeist oder Volkscharakter jenseits aller Individuen als eine unbestreitbare, weil ungeheurer wirksame Wirklichkeit.

Diese Beispiele mögen genügen, um die Realität des Volkscharakters als einer überindividuellen psychologischen Wesenheit zu illustrieren. Sind wir uns bewußt, daß er nicht in jedem Einzelangehörigen der Nation in Reinkultur wiedergefunden zu werden braucht wie in jedem Wirbeltier das Rückgrat, so können wir, um sein Wesen faßbarer zu machen, ihn immerhin einem fiktiven Subjekt zuschreiben, das als der „Träger“ des sonst in der Luft schwebenden psychischen Agens des Volkscharakters gelten kann. In diesem Sinne kann man von „dem“ Deutschen, „dem“ Engländer, „dem“ Franzosen als den Trägern jenes überindividuellen Geistes sprechen. Als wissenschaftliche Hilfskonstruktion, vorausgesetzt, daß man sich ihrer fiktiven Natur bewußt ist, darf man also solche Typenbildungen gelten lassen.

* * *

Vielleicht ist es nützlich, die hier erörterte überindividuelle psychologische Einheit des Volksgeistes noch durch eine analoge Erscheinung zu illustrieren, die möglicherweise einzelnes noch schärfer hervortreten läßt: den Zeitgeist. Die neueren historischen Wissenschaften sind mit immer wachsender Energie ans Werk gegangen, den Geist verschiedener Zeitepochen in den Unterschieden möglichst scharf zu kontrastieren. Man arbeitet etwa den Geist der Gotik, den Geist der Renaissance, den Geist der Barockzeit in der jeweiligen Eigenart möglichst scharf heraus, man erkennt dabei, daß die verschiedenen Stileigenheiten Auswirkungen ganz bestimmter seelischer Funktionen oder Prävalenzverhältnisse sind, die sich einer klar umschreibbaren Subjektivität zuordnen lassen; danach spricht man, als wären es reale Größen, von einem „gotischen Menschen“, einem „Menschen der Renaissancezeit“ und einem „Menschen des Barock“. In der Tat nämlich setzen die besonderen Stile jeder dieser Epochen ganz bestimmte seelische Grundlagen voraus: verschiedene Arten des Sehens, des Fühlens, des Temperaments. Während zum Beispiel der Mensch der Renaissance die Welt statisch, in klarer Gliederung, rational sieht und denkt, sieht und denkt der Mensch der Barockzeit die Welt dynamisch, in gewollter Fülle und Unübersichtlichkeit, worin er sich berauscht; das Irrationale der Welt überwiegt für ihn den rationalen oder rationalisierbaren Gehalt. Vergleicht man die Kunst dieser Epochen mit dem philosophischen Denken oder dem sozialen Leben der gleichen Zeit, so findet man überall dieselben Phänomene, die man nur als Auswirkungen einer gleichen Subjektivität, des gleichen „Diapason“ verständlich machen kann.

Nun ist natürlich nicht anzunehmen, daß in der einen Zeit nur „statisch“ veranlagte, in der andern Zeit nur „dynamisch“ veranlagte Individuen geboren wären: man hat sich die Sache so zu denken, daß eine überindividuelle, aber darum nicht etwa mythische, sondern sehr reale Wesenheit gleichsam durch die Einzelseelen hindurch wirksam ist und sie in größerem oder geringerem Maße sich unterwirft.

Diese Wirksamkeit des überindividuellen Zeitgeistes kann jeder Mensch an sich beobachten an einer Erscheinung, deren Einfluß wir beständig, wenn auch in der Regel unbewußt, unterliegen: an der Mode. Man mag wollen oder nicht, man mag es wissen oder nicht, man wird in seinen ästhetischen Urteilen von dieser überindividuellen Macht beeinflusst. Heute z. B. findet man in der Frauentracht

alles Zierliche, Graziöse schön, während man den Geschmack von vorgestern, der vielleicht das Majestätische, üppige liebte und in der Tracht auszudrücken suchte, nur lächerlich findet. Und wie der ästhetische Geschmack, so unterliegt auch das ethische Urteil, ja jedes andere Urteil, solchen Modeschwankungen. Die sittlichen Meinungen unserer Väter erscheinen der ganzen Generation der Söhne vielleicht hausbacken und spießbürgerlich. Niemand kann sich, selbst wenn er bewußt dagegen revoltiert, solchen Wandlungen des Zeitgeistes ganz entziehen. Ohne den Ursachen dieser Erscheinung nachzugehen, stellen wir nur das Vorhandensein solcher überindividuellen seelischen Agentien fest, die gleichsam in allen Individuen mehr oder weniger eine zweite Subjektivität ausprägen, die sich vor die individuelle Subjektivität stellt und diese bis zu einem gewissen Grade ausschaltet.

* * *

Daß es einen solchen Volksgeist oder Volkscharakter (ich verwende den ersteren Begriff mehr im Hinblick auf intellektuelle, den zweiten mehr im Hinblick auf emotionale Funktionen) gibt, wird selten bestritten, ja die verschiedenen historischen Wissenschaften arbeiten vielfach recht unkritisch damit. Man behauptet, irgend ein Dichter oder ein Bauwerk seien „typisch deutsch“, ohne daß man einen genauen Beweis dafür erbringen könnte. Die klare Festlegung des Volkscharakters bleibt noch der Zukunft vorbehalten.

Ebenso unkritisch aber verfährt man dort, wo man von der Begründung oder der Entstehungsgeschichte dieses Volkscharakters spricht (vorausgesetzt, daß man hier überhaupt ein Problem sieht!). Um die beiden extremsten Ansichten gleich zu konfrontieren, so können wir sagen, die einen fassen den Volkscharakter als angeboren und vererbbar auf, die anderen wollen wenig von diesen Dingen wissen und sehen nur eine von Geschlecht zu Geschlecht fortwirkende äußere Beeinflussung darin. Jenen erscheint der Volkscharakter als Auswirkung physiologischer Momente, der Rasse, diesen als Ausfluß historisch-psychologischer, als Tradition. Beide Ansichten scheinen uns nicht unrichtig, aber einseitig und auch zusammengebogen noch unzureichend.

Was zunächst den schwankenden Begriff der „Rasse“ anlangt, den wir als die physiologische Kontinuität einer physiologisch einheitlichen Gruppe fassen, so dürfte an seinem Vorhandensein kein Zweifel bestehen. Daneben aber besteht auch kein Zweifel, daß er eine ideale Konstruktion ist, die in der Wirklichkeit nur sehr getrübt vorkommt. Denn erstens ist kaum ein einziges Volk wirklich eine physiologische Einheit, noch gibt es ein solches, was sich ohne Mischung mit anderen Volksangehörigen fortzupflanzen vermöchte. Wir kennen jedenfalls kein einziges Volk der Geschichte, das seinem Ursprung nach oder in seiner Geschichte als absolut rassenrein anzusehen wäre. Infolgedessen ist, selbst wenn man die Bedeutung der Physis für den Charakter noch so hoch einschätzt, die Rasse als festgreifbarer Faktor nur mit größter Vorsicht in volkpsychologische Betrachtungen einzuführen. Wir sehen zum Beispiel an den Deutschen, wie sich die Physis beständig geändert hat, wie beinahe in allen Jahrhunderten starke Wellen fremder Rassen sich mit der angeblich reinen deutschen Rasse gemischt haben, daß sich also Ströme keltischen, römischen, slawischen, jüdischen Blutes mit dem deutschen gemischt haben, was sich in den äußeren Rassemerkmalen ebenso ausprägt, wie man das von den inneren, den intellektuellen und emotionalen Funktionen annehmen muß. Auf keinen Fall kann der Rassebegriff als absolut konstanter Faktor angesehen werden, der allein ausreichte, einen konstanten Volkscharakter zu begründen.

Daneben kommt nämlich auch die ebenfalls unbestrittene Tatsache in Betracht, daß Einflüsse der Tradition, die ganz unabhängig sind von der Rasskontinuität, wenn sie sich auch in ihrer Wirkung mit dieser auseinanderzusetzen haben, aufs stärkste den Volksgeist und den Volkscharakter beeinflussen. Man erwäge nur, wie tief umbildend die jüdisch-christliche ebenso wie die griechisch-römische Tradition die deutsche Art umgeformt haben. Wir geben gern zu, daß das Christentum auf deutschem Boden sicher ebenso stark germani-

fiert worden ist, wie es die Germanen christianisiert hat, wir geben auch zu, daß die klassische Überlieferung auf deutschem Boden spezifische deutsche Umbildungen erfahren hat: alles das darf uns jedoch die Augen nicht verschließen vor der Tatsache, daß zum mindesten neben der Rasse auch die zum Teil aus volksfremden Quellen zehrende Tradition als ein für den Volksgeist konstituierender Faktor anzusehen ist.

* * *

Damit ist jedoch die Zahl dieser Faktoren keineswegs erschöpft. Es können innerhalb des Volkskomplexes einzelne Teile in ihrer Wirkung auf die Gesamtheit so stark hervortreten, daß sie den Gesamtspekt aufs stärkste umbilden. Solcher für das Ganze repräsentativer Teilfaktoren nenne ich hier drei; erstens einzelne Stämme, zweitens einzelne soziale Schichten und drittens einzelne Individuen können repräsentativ für das Volksganze sein und dieses auch tatsächlich umbildend beeinflussen.

Dafür, daß einzelne Stämme innerhalb eines Volkes die Oberhand gewinnen, liefert die Geschichte Belege genug. Das griechische Volk bietet in seiner ganzen Kultur ein wesentlich anderes Bild dar, je nachdem Achäer, Dorer oder Jonier obenauf sind. Ebenso ist der deutsche Nationalcharakter in der Neuzeit durch das Emporkommen des Preußentums tief umgebildet worden.

Ähnlich verhält es sich mit dem Dominieren gewisser sozialer Schichten. Ein Volk bietet einen ganz verschiedenen Gesamtanblick, je nachdem der grundbesitzende Adel oder das handeltreibende Bürgertum oder das industrielle Proletariat den Ton angeben. Das Frankreich der Bourbonenzeit hat durch das Emporkommen der Bourgeoisie tiefgreifende Wandlungen erfahren, die sicher nicht seinen Grundcharakter aufgehoben, aber doch sehr stark modifiziert haben.

Auch Einzelmenschen können ungeheuer wichtig werden für die physische wie die geistige Physiognomie ganzer Völker. Wer könnte die Wirkung der Persönlichkeit Alexanders des Großen auf die verschiedensten Nationen ausrechnen? Wie die Mode, das Gesicht ohne Bart zu zeigen, auf viele Jahrhunderte hin durch ihn herrschend wurde, so hat er auch geistig die Physiognomie vieler Völker beeinflusst. Und haben wir Deutschen es nicht neuerdings erlebt, daß Bismarcks Persönlichkeit für den Volksgeist weithin vorbildlich und damit umbildend wurde?

* * *

Nehmen wir alles das zusammen: das Zusammenwirken von Rasse und Tradition, von dominierenden Stammes-, Berufs- und Einzelcharakteren, wozu weiter die großen Strömungen des internationalen Zeitgeistes kommen, so ergibt sich, daß der Volksgeist kein einheitlicher, sondern ein ungeheuer komplizierter Faktor ist. Und ferner aus dieser Kompliziertheit ergibt sich, daß seine Konstanz, soweit man überhaupt von solcher reden darf, höchst relativ ist, so relativ, daß man streng genommen den Volksgeist in seiner Gesamtheit überhaupt nicht als Konstante, sondern als Variable in Rechnung setzen darf.

Es scheint also, daß wir mit unseren Betrachtungen über den einheitlichen Volksgeist bei einem negativen Resultat ankommen. Das ist allerdings bis zu einem gewissen Grade der Fall. Aber eine negative Erkenntnis ist ja auch eine Erkenntnis. Indessen wollen wir bei aller Betonung der Variabilität doch auch die konstanten, besser die konstanteren Faktoren nicht übersehen, die doch immerhin ausreichen, um gewisse Gemeinsamkeiten im Wechsel festzuhalten. Als Faktoren von solcher relativen Konstanz können wir wenigstens zwei festhalten, die zwar — wie wir sahen — allein nicht maßgebend sind, aber immerhin doch ein gewisses Rückgrat bilden: die Rasse und die immanente Tradition. Auch sie schwanken, aber sie entwickeln sich doch so langsam, daß sie innerhalb des flutenden Wechsels beinahe als ruhende erscheinen. Das sieht man am besten bei solchen Völkern, die bewußt eine Einheitlichkeit eines Volkstums erstrebten. Ich erinnere dabei an die Juden und die Chinesen. Jene erzielten die bewunderns-

werte Geschlossenheit ihres Volksscharacters einerseits durch strengste Abgeschlossenheit gegen Volksfremde und anderseits durch die Schaffung einer ehernen Tradition in der Hora. Die Chinesen verfahren ähnlich. Sie sperren sich durch ihre Mauer gegen das Ausland ab und entwickeln mit zähem Konservatismus eine immanente Tradition, die alle landfremden Einflüsse (wie den Buddhismus) doch vollkommen in ihrem Geiste umzubiegen vermochte. Ob diese Einheitlichkeit das höchste Ideal ist, bleibt dennoch eine offene Frage.

* * *

Wir finden also, daß es zwar immerhin einen Volksgeist gibt, der jenseits aller Individualitäten sich auswirkt, daß aber trotzdem nur mit allergrößten Vorbehalten dieser Volksgeist als einheitliche und konstante Größe in Rechnung gestellt werden darf.

Und mit dieser, auch für die Praxis wichtigen Erkenntnis kommen wir wieder zum Anfang unserer Betrachtungen zurück. Hat uns doch die jüngste Zeit gelehrt, daß es möglich ist, den Geist und Charakter eines Volkes bis schier in sein Gegenteil umzubiegen! Wir haben erlebt, daß die als wandelmütig verschrienen Franzosen unter dem Druck einer gewalttätigen Regierung und einer ungeheuer suggestiven Presse eine hartnäckige Zähigkeit entwickelt haben, die sie an den Rand der Selbstvernichtung brachte. Wir haben gesehen, daß die als nur erwerbsgierig verschrienen Amerikaner sich in einen Krieg stürzten, der für einen großen Teil des Volkes — wir dürfen uns darüber nicht täuschen — von idealen Motiven eingegeben wurde, mögen wir auch hundertmal diese Ideale als falsch und verschwommen kennzeichnen. Und derartiger Beispiele gibt es noch viele, die alle beweisen, daß der Volksscharakter zwar vorhanden, aber sehr schwer in feste Begriffe zu zwingen ist, vielmehr beständig allen möglichen Wandlungen und Schwankungen ausgesetzt ist, die kaum mit Sicherheit vorher zu berechnen sind. Daher wird, wenn man je zu gründlichen Forschungen über die Psychologie der einzelnen Völker gelangen wird, es dringend von nöten sein, sich dieser Variabilität der Ergebnisse bewußt zu bleiben. Nur so wird es möglich sein, jene schweren Fehler zu vermeiden, zu denen uns das falsche Vertrauen auf die Anwendbarkeit unserer vermeintlich festen Begriffe von fremden Volksscharakteren gerade in diesem Kriege geführt hat.



England und die baltische Frage

Von Hadubert



Die östliche Neuorientierung ging bislang von der Voraussetzung aus, daß England in der Randstaatenfrage keine unmittelbaren politischen Interessen hat und wenn auch scharfen Auges, so doch lediglich als höhnischer Zuschauer der wachsenden Verwicklung der östlichen Fragen für Deutschland folgt. Nachdem ich in den baltischen Landen Gelegenheit zur Fühlungnahme mit Politikern aller Nationalitäten gehabt habe, unterliegt es für mich keinem Zweifel mehr, daß eine aktive englische Agitation dort im Lande lebhaft zu unseren Ungunsten am Werke ist. Sähe auch England, wie manche Vertreter der „östlichen Neuorientierung“, in einem engen Anschluß des ganzen Baltikums an Deutschland die größte Gefahr für uns, so hätte es allen Grund, Deutschland in seiner Angliederungspolitik gewähren und es so in sein Verderben hineinrennen zu lassen. Der politische Blick unseres klügsten und gefährlichsten Feindes sieht schärfer: im Separatismus der Letten und Esten, in ihrem ehrgeizigen Streben nach staatlich selbständigem Dasein sieht England die bedenklichste Bedrohung für uns. Und eben diesen